

„Das Mittelmeer ist die gefährlichste Grenze der Welt“

Ralf-Michael Lübbers hat seine Praxis für drei Wochen geschlossen und ist mit anderen Freiwilligen aufs Schiff, um Flüchtlinge zu retten. Während seines Einsatzes für die Hilfsorganisation Sea-Watch ist niemand gestorben – dennoch bleibt die Angst, eines Tages zu spät zu kommen



Land in Sicht? Die „Sea-Watch 3“ steuert auf die Küste Siziliens zu.

PRIVAT (2)

Herr Lübbers, träumen Sie manchmal noch von der schweren See?

Die See hat mir nicht so viel ausgemacht. Bin anscheinend seefest, jedenfalls mit einem Scopolamin-Pflaster hinter dem Ohr. Meine Fitness ist wegen einer Erkältung eingeschränkt, die ich seit Weihnachten habe. Sollte vielleicht mal zum Arzt gehen.

Nehmen es Ihnen Ihre Patienten eigentlich übel, wenn Sie Ihre Praxis in der Grippezeit für drei Wochen schließen, um auf die „Sea-Watch 3“ zu gehen?

Ich hatte nicht den Eindruck. Meine Helferinnen verneinen das ebenfalls. Normalerweise dauern die Einsätze bei Seawatch zwei Wochen, die 3,5 Wochen waren eine Ausnahme. Sea-Watch suchte dringend einen Arzt.

Das heißt, Sie haben sich nicht beworben, sondern Seawatch ist an Sie herangetreten?

Ich hatte mich beworben, Anfang letzten Jahres war ein Treffen der Bewerber in Berlin, übrigens verschiedene Berufsgruppen vom Koch über Kapitän bis Arzt und Rettungssanitäter. Dann war eigentlich im Oktober mein Einsatz vorgesehen. Dies klappte nicht, weil das Schiff technische Probleme machte. Für November und Dezember 2017 wurden außerplanmäßig Ärzte gesucht. Ich hatte Zeit.

Und sind nach Malta geflogen, wo die „Sea-Watch 3“ lag. Welche Aufgaben hatten Sie – außer, sich um die Gesundheit der Flüchtlinge zu kümmern?

Als Arzt musste ich das Sea-Watch-Personal zu Vorerkrankungen befragen. Am

Schluss musste ich die Frage stellen: Bist Du bereit, Leichen aus dem Wasser zu bergen? Diese Frage konnte mit Ja oder Nein beantwortet werden und musste selbstverständlich respektiert werden.

Wie haben Sie selbst diese Frage beantwortet?

Ich wäre bereit gewesen. Ganz genau weiß man so etwas aber erst, wenn man es das erste Mal gemacht hat.

Wenn ich mir vorstelle, ich würde zu einem Lebensrettungseinsatz auf dem Mittelmeer aufbrechen – ich wäre vorab von Zweifeln geplagt. Einerseits möchte ich helfen, andererseits riskiere ich, schlimme Dinge zu erleben, mit denen ich fertig werden muss. Hatten Sie solche Zweifel?

„Was kann man machen, wenn Menschen in Seenot geraten? Sie ihrem Schicksal überlassen? Zugucken? Weggucken?“

Michael Lübbers
Allgemeinarzt



Lübbers' Arbeitszimmer: der „Schockraum“ unter Deck.

Und die Arbeit?

Mein Arbeitsplatz war der „Schockraum“. Dort können Schwerverletzte und Schwerkranke notfallmäßig versorgt werden. Eine Art Intensivstation, ausgestattet mit EKG, einem Defibrillator und Material zum Beatmen, Anlegen venöser Zugänge und mit Medikamenten sowie mit Verbandsmaterial und Zuckermessgeräten.

Hatten Sie viel zu tun?

Ich hatte keine Notfälle, aber es gab Komplikationen in einem Fall. Bei unserem Einsatz übernahmen wir 254 Flüchtlinge von der „Lifeline“, einem anderen Seenotretter, den wir so entlasten konnten. Unsere Aufgabe war es zunächst, diese Flüchtlinge zum Hotspot nach Italien zu bringen und zu versorgen. Die meisten Flüchtlinge befanden sich in einem guten Zustand. Allerdings hatte eine Frau noch auf dem Schlauchboot entbunden. Sie und ihr Kind wurden im Schockraum aufgenommen und blieben bis zum Schluss dort. Dem Kind ging es gut, aber die Frau entwickelte eine schwere fieberhafte Infektion, die auch durch intravenöse Gabe von Antibiotika nicht zu beherrschen war. Sie musste notfallmäßig vorzeitig nach Italien verlegt werden. Die Italiener schickten ein Rettungsschiff. Wir erfuhren nach einigen Tagen, dass es ihr im Krankenhaus wohl gut ging.

Werden die Flüchtlinge immer aus brenzlichen Situationen gerettet, oder hätte auch die Chance bestanden, dass sie es mit ihren Booten aus eigener Kraft unbeschadet nach Italien geschafft hätten?

Wenn man sich mitten auf dem Mittelmeer befindet, sieht man nichts als Wasser. Ich halte die Wahrscheinlichkeit für gering, dass man mit diesen Booten die italienische Küste erreicht. Es sind ja kleine überfüllte Boote. Ich selbst habe so eines aber nur von Weitem gesehen. Die Menschen waren in diesem Fall bereits von der italienischen Küstenwache gerettet worden, und das Fluchtboot war in Brand gesteckt worden. Eines der Probleme mit diesen Booten ist, dass sich im Bootsboden eine Rinne bildet, in der sich Stuhl, Urin, Benzin und Meerwasser sammeln. Gerade die Kinder und Frauen sitzen in der Mitte der Boote. Dadurch können sie sich Verätzungen zuziehen. Bei meinem Einsatz hatten wir solche Probleme zum Glück nicht. Man könnte 24 Stunden am Tag 365 Tage im Jahr Menschen retten. Der Bedarf ist da. Was ich bisher gemacht habe, kann man in Wochen zählen.

ZUR PERSON



Ralf-Michael Lübbers, 53, betreibt eine Praxis in Marienhafen und engagiert sich unter anderem gegen Ärztekorrumpion, Tabakindustrie und Todesstrafe. Auch seine Frau ist Ärztin, sein Sohn studiert Medizin. Lübbers hat in Bangladesh und nach dem Beben 2010 in Haiti als Arzt geholfen.

Das Gespräch in ganzer Länge kann im Internet unter www.frblog.de/blogtalk-luebbers gelesen werden. Dort gibt es auch Informationen zu den Hilfsorganisationen. FR/Foto: privat

Wie wurden die 254 Flüchtlinge an Bord der „Sea-Watch 3“ versorgt und untergebracht? Es musste auch Essen ausgegeben werden, und die Leute mussten irgendwo schlafen.

Die Frauen und Kinder wurden in einem Raum vor dem Schockraum untergebracht. Die Männer wurden an Deck untergebracht unter einer Art Zeltdach mit seitlichen Plastik-Vorhängen, die vor Wind schützen sollten. Alle bekamen Decken. Mittags wurde aus einem großen Bottich ein Reis-Kidney-Bohnen-Gericht verteilt. Unsere Köchin, eine Vegetarierin, bekochte uns und die Flüchtlinge. Die Flüchtlinge wurden an der Verteilung und am Abräumen und Säubern beteiligt. Insbesondere die Kinder fanden das klasse. Und es gab Duschen und Shampoo.

Einsätze wie der der „Sea-Watch 3“ werden manchmal kritisiert, weil sie angeblich das Geschäft der Schleuser besorgen.

Immer wieder ertrinken Menschen im Mittelmeer, weil es ihnen zu Hause so schlecht ging, dass sie fliehen mussten. Dem Tod zu Hause gerade noch von der Schippe gesprungen, dem unerträglichem Leben. Und dann berichtet manchmal die Tagesschau, so wie kürzlich mal wieder. Wo waren da die Retter für die Ertrunkenen? Wo war die EU? Juncker? Merkel? Seehofer? Was wäre passiert, wenn die in der Tagesschau erwähnte private Hilfsorganisation die anderen Menschen nicht gerettet hätte? Das Mit-

telmeer ist groß. Die wären ertrunken oder verdurstet. Was kann man machen, wenn Menschen in Seenot geraten? Sie ihrem Schicksal überlassen? Zugucken? Weggucken? Es mag Schleuser geben, die den Flüchtlingen aus altruistischen Gründen helfen. Die Mehrzahl wird aber rein profitorientiert sein. Die schicken die Flüchtlinge einfach auf Tour. Zur Not ins Verderben. Auf deren Niveau sollte sich die Europäische Union nicht begeben. Push-Faktoren, also weg aus Libyen, sind wichtiger als Pull-Faktoren, also rauf auf die „Sea Watch“ und die anderen Rettungsboote. Das Mittelmeer ist die gefährlichste Grenze der Welt, gemessen an der Zahl der Toten.

Sie haben gesagt, Sie hätten zum Glück während Ihres Einsatzes keine Verluste an Menschenleben zu beklagen gehabt. Kann man in diesem Zusammenhang überhaupt von Glück sprechen?

Zufall und Glück. Und auch wieder nicht. Aber für mein Seelenleben ist es sicher gut, dass ich niemanden ertrinken gesehen habe. Den Übergang vom Leben zum Tod mitzubekommen ist grauslich. Die Arbeit jeden Tag auf einer Palliativstation kann ich mir nicht vorstellen. Altersheim ist schon schlimm. Und wenn junge gesunde Menschen und sogar Kinder hilflos im Mittelmeer ertrinken – wie unvorstellbar grausam!

INTERVIEW: LUTZ „BRONSKI“ BÜGE